Corona-Mietverzicht kostet die Stadt eine halbe Million Franken

Stadt Während des Lockdown gewährte die Stadt Winterthur den Mietern ihrer Liegenschaften einen Nachlass von bis zu 100 Prozent. Finanzvorsteher Kaspar Bopp (SP) ist zuversichtlich, dass das eine einmalige Sache bleibt.

Michael Graf

An der Session in Bern war sie in den letzten Tagen chancenlos: die Regelung, dass Vermieter von Geschäftsflächen für die Zeit des Lockdown auf 60 Prozent der Miete verzichten. Eine bürgerliche Mehrheit bodigte den Vorschlag, der vor allem KMU und die Gastronomie entlasten sollte. Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) hatte im Vorfeld auf einen Bericht verwiesen, wonach ohnehin «überraschend zahlreiche Einigungen über Mietpreissenkungen» getroffen worden seien. Auch die Stadt Winterthur zeigte sich als grosszügige Vermieterin. Sie erliess den Mieterinnen und Pächterinnen ihrer Liegenschaften während anderthalb bis zweieinhalb Monaten einen Erlass von 60 bis 100 Prozent des Mietzinses, je nach Grad der Betroffenheit. Ein Ladenlokal, das komplett schliessen musste, wurde voll entlastet, eine Garage, wo der Verkaufsraum schloss, aber die Werkstatt weiterarbeiten konnte, teilweise. Büromieter ohne Publikumsverkehr erhielten keinen Mieterlass. Insgesamt wurden 114 Mietende und zehn Baurechtnehmende berücksichtigt. Jetzt liegt die Rechnung vor. Die Mindereinnahmen für die Stadtkasse betragen 404'000 Franken.

Eins der acht städtischen Restaurants: Das Obergass. Foto: Marc Dahinden

Umsatz null heisst Pachtzins null

Die Pächter der acht städtischen Restaurants (Obergass, Schloss Wülflingen, Strauss, Bruderhaus, Schlosshalde, Rheinfels, Goldenberg und das Bistro im Rathaus) zahlen ohnehin einen Pachtzins, der vom Umsatz abhängt. Weniger Umsatz bedeutet also auch weniger Pachtzins. Dieses Jahr gilt diese Gleichung absolut. Die Stadt streicht, wie schon Anfang Juni angekündigt, den vereinbarten Mindestpachtzins, der normalerweise auch dann fällig wird, wenn ein Betrieb sein Umsatzziel nicht erreicht. Finanzvorsteher Kaspar Bopp (SP) rechnet mit Mindereinnahmen von 110'000 Franken.

Die Kosten von insgesamt 514'000 Franken sollten auf das Jahr 2020 beschränkt bleiben. Im Moment – also ohne zweiten Lockdown – rechne man nicht mit weiteren Mieterlässen, so Bopp. Die bereits gewährten Rabatte werden über den Corona-Verpflichtungskredit des Stadtrats von 5 Millionen Franken abgerechnet. Über diesen Topf wurden auch schon die Gebührenerlasse für abgesagte Events (etwa das Albanifest) oder Covid-Notmassnahmen in den Alterszentren abgewickelt.

Total kostete Corona 35 Millionen Franken

Insgesamt schätzt Finanzvorsteher Bopp die Corona-Kosten fürs Jahr 2020 auf rund 35 Millionen Franken. Mit 21 Millionen der weitaus grösste Brocken davon sind wegfallende Einnahmen bei den Unternehmenssteuern. Im neuen Budget 2021 sind knapp 5,3 Millionen Franken für Corona-Kosten eingeplant, hauptsächlich aufgrund tiefer Stadtbus-Billettverkäufe und steigender Fallzahlen bei der Sozialhilfe.

Wo die letzten Nägel gefertigt werden

Historische Fabrik Vor 125 Jahren eröffnete ein Sulzer-Spross in der Grüze die «Nagli». Heute ist sie die einzige Nagelfabrik der Schweiz.

Am Anfang stand, wie bei vielen Winterthurer Industriegeschichten, ein Sulzer. Vor 125 Jahren gründete Jakob Heinrich Sulzer-Bühler die «Schweizerische Nagelfabrik», im Volksmund meist «Nagli» genannt. Als Sohn eines Wirts und Konditors hatte er eigentlich kaum etwas mit den Industriegrössen in seiner entfernten Verwandtschaft zu tun. Dennoch prägte der gelernte Kaufmann die Industriegeschichte der Stadt bis heute, wie Historiker Peter Niederhäuser in der neu erschienenen Jubiläumsschrift der Nagli erzählt.

Zuerst Mühlsteinhändler

Sulzer-Bühler handelte ursprünglich mit Mühlsteinen, bevor er sich in den 1880ern zunehmend aufs Nagelgeschäft verlegte. 1887 richtete er die Vorläuferfabrik der Nagli in der Steigmühle in Töss ein. Acht Jahre darauf erwarb der Unternehmer schliesslich das bis heute genutzte Grundstück in der Grüze. Noch im Dezember desselben Jahres erhielt er die Betriebsbewilligung. Zufall sei dieser Karriereweg nicht gewesen, schreibt Niederhäuser. «In ganz Mitteleuropa fand nach der grossen Wirtschaftskrise der 1870er-Jahre eine erfolgreiche Mechanisierung und damit Modernisierung der Produktion statt.»

> «Der Schutz der Arbeiter hatte zu dieser Zeit sicher nicht die höchste Priorität.»
>
> **Peter Niederhäuser**
> Historiker

Auch die neuen Nachbarn der Schweizerischen Nagelfabrik standen ganz im Zeichen der Zeit: Eine Chemie- und eine Fettwarenfabrik, das Petroleumlager der Stadt und, unweit der heutigen Maag-Recycling, die Sammelstelle für Lumpen, Knochen und Metall. Das Gebiet in der Gemeinde Oberwinterthur galt als Industrieareal der Zukunft, doch erschlossen war es schlecht: So musste der Zug von Elgg her mangels Haltestelle jeweils auf offener Strecke stoppen, die Arbeiter riskierten nicht selten beim morgendlichen und abendlichen Überqueren der übrigen Gleise ihr Leben.

In der Drahtzieherei wird das Rohmaterial für die Nagelproduktion vorbereitet. Die Aufnahme ist um 1960 entstanden. Foto: Erwin Küenzi, Archiv Nagelfabrik

Auch die Arbeit selbst war nicht ohne Gefahren: 1910 protokollierte der Fabrikinspektor, dass ein 16-jähriger Handlanger nach einem Leitersturz einen Monat lang arbeitsunfähig blieb. Ein weiterer Angestellter gleichen Alters verlor durch ein loses Maschinenteil einen Zeh. «Der Umgang mit den Maschinen und dem Draht war nicht ungefährlich, und der Schutz der Arbeiter hatte zu dieser Zeit sicher nicht die höchste Priorität», sagt Niederhäuser. Wer ausfiel, war auf den Arbeitgeber angewiesen – die Sozialwerke wurden erst mehrere Jahrzehnte später etabliert. Mit einem Verdienst zwischen 25 und 50 Rappen pro Stunde – 17 bis 33 Franken in der üblichen 66-Stunden-Woche – waren die Angestellten der Nagelfabrik zudem schlecht gestellt. «Wenn man es mit grösseren Industriebetrieben wie der Sulzer vergleicht, war das sicher wenig», so Niederhäuser.

Mit diesem Briefkopf präsentierte sich die Schweizerische Nagelfabrik AG im Jahr 1922. Foto: Peter Niederhäuser (Archiv Nagelfabrik)

Mit ein Grund für den schlechten Verdienst war sicher, dass der Nagel als kleines Alltagsprodukt deutlich weniger Prestige genoss als die mächtigen Dampfmaschinen und Motoren, die in den Hallen der Sulzer gefertigt wurden. Trotzdem sei die Nagelproduktion für die Industrialisierung wichtig gewesen, sagt Niederhäuser. «Die Maschinenindustrie war stark von Nägeln abhängig», so der Historiker. «Auch die Sulzer hatte Grossaufträge bei der Nagli. Das änderte sich erst nach 1950, als der Kunststoff aufkam.»

Arbeiten ohne Chef

Dieser Niedergang des Nagels machte sich bemerkbar: Seit zwanzig Jahren ist die Nagli die einzige verbliebene Nagelfabrik der Schweiz. Dank dem Fokus auf Nischenprodukte – zum Beispiel Messingdrahtstifte für Elektroautos – sei das Geschäft aber trotz leicht rückläufiger Umsätze nach wie vor profitabel. Die sechs Mitarbeiter produzieren etwa 300 Nagelsorten, jährlich sind es rund 200 Tonnen. Anfang Jahr hat der Traditionsbetrieb auch organisatorisch ein neues Kapitel aufgeschlagen: Die Arbeiter sind seitdem kollektive Besitzer der Fabrik und führen den Betrieb demokratisch – ein Modell, wie man bei der Nagli glaubt, das auch für andere KMU zukunftsweisend sein könnte. «Langsame und schwerfällige Abläufe, wie sie hierarchischen Systemen anhaften, entfallen nun bei uns», sagt der vormalige Geschäftsleiter Rainer Thomann. «Dadurch konnten wir die Arbeitszeit – bei gleichem Lohn – für alle senken.»

Parallel dazu führt der Verein Inbahn für Industrie- und Bahnkultur einen Schaubetrieb mit den historischen Maschinen der Fabrik. 2000 Leute besuchen die Nagli jedes Jahr. Bis mindestens Ende 2029 soll der Museumsbetrieb fortgeführt werden, wenn die nötigen Spenden zusammenkommen, auch länger. Sicher ist, dass die Anreise künftig einfacher wird: Das Stimmvolk hat am letzten Sonntag klar Ja gesagt zur Querung Grüze. Nach 125 Jahren erfüllt sich damit die Hoffnung einer besseren Erschliessung des Industriegebiets, die Sulzer-Bühler einst den Standort wählen liess.

Jonas Keller

«Nagli Winterthur – Vom Kleinbetrieb zum Industriedenkmal» von Peter Niederhäuser, Ruedi Stadelmann und Rainer Thomann ist in der Buchhandlung Obergasse und auf der Website von Inbahn erhältlich.

Bagatellen als Herzensangelegenheit

Klassik Seit zehn Jahren lebt Christoph Scheffelt in Winterthur. Eine aparte Beethoven-CD macht auf den in Chile geborenen Pianisten aufmerksam.

Herbert Büttiker

Der Ort, wo wir uns zum Gespräch treffen, hat es in sich, Christoph Scheffelt öffnet die Tür der «Akazia». Es ist das Haus der Winterthurer Freimaurerloge, und verwundert fragt man sich nun nicht nur nach dem Weg, der das Kind einer deutsch-chilenischen Familie von Santiago nach Winterthur geführt hat, sondern nach der Beziehung des Musikers zu diesem exklusiven Ort. Er kann hier üben, ist seine erste Antwort. Im Haus ganz in der Nähe, wo er mit seiner Frau, administrative Leiterin der Jugendmusikschule Winterthur und Umgebung, vor zehn Jahren eine Wohnung bezog, ist die professionelle Lärmemission unerwünscht.

Also musterte Scheffelt auf der Suche nach einem Raum für seinen Flügel und sein Arbeiten die Villen im Quartier, steckte da und dort einen Brief mit seinem Anliegen samt Demo-CD in den Briefkasten und kam auf Umwegen in der Akazia an, um deren geheimnisvolle Fassade er zuvor einen Bogen gemacht hatte. Das Resultat war mehr als ein Raum zum Üben. Scheffelt ist heute einer der Meister der Loge und zuständig für die musikalischen Belange: Im März spielte er am Jubiläumskonzert zum zweihundertjährigen Bestehen der Winterthurer Freimaurerloge im Stadthaus das c-Moll-Klavierkonzert von Mozart.

Die in der Musikszene verbreitete Selbststilisierung ist dem Pianisten Christoph Scheffelt zuwider. Foto: Herbert Büttiker

Kleinigkeiten von Gewicht

Die Musik war unser Gesprächsthema, spontan kamen der Freimaurer Mozart und die «Zauberflöte» zur Sprache, in der regelwidrig auch eine Pamina im Kreis der Eingeweihten Platz nimmt, dann aber ging es vor allem um Beethoven und das Projekt, das Scheffelt in diesem Haus erarbeitet hat. Aufgenommen hat er die Sammlungen kurzer Stücke, die Beethoven unter dem Begriff «Bagatellen» herausgab, aber in der Kirche Boswil, deren Akustik sein subtiles und klares Spiel mit Wärme und Klangfülle sehr schön zur Geltung bringt.

Für Scheffelt war dieses Projekt ein lang gehegter Wunsch und ein Plädoyer für das künstlerische Gewicht dieser Kleinigkeiten. Für den Hörer der beim jungen Label Prospero erschienenen und gestalterisch originellen CD ist es eine bereichernde Erfahrung. Nummer für Nummer fesseln kleine Kostbarkeiten, Geistesblitze und spielerische Aperçus. Scheffelt wird den wechselnden Intentionen und Ansprüchen der Stücke mit präziser Hingabe, mit virtuosem wie lyrisch intensivem Vortrag in jeder Hinsicht gerecht. Die faszinierenden Konzentrate, von denen das kürzeste gerade mal elf Sekunden, das längste wenig über vier Minuten dauert, glänzen im Wechselbad zwischen Spielfreude und elegischer Innigkeit, zwischen schroffer Virtuosität und schlichter Warmherzigkeit.

Frische «Elise»

Die Bezeichnung «Bagatellen» für diese Werke sei tiefgestapelt, sagt Scheffelt, es stört ihn, dass sie oft beiläufig gespielt werden, und denkt, dass die intensive Beschäftigung mit Beethovens epochalem Sonaten-Schaffen sein Sensorium für die kompositorische Qualität dieser Stücke geschärft hat. Das bestätigt sich gerade auch beim bekanntesten Opus dieser Art: So abgespielt und ausgeleiert einem «Für Elise» vorkommen mag, hier wirkt das Stück entschlackt, geläutert, wie frisch aus der Revisionswerkstatt.

Spürbar wird hier wie im ganzen Album die Haltung Scheffelts zu seinem Metier. Am Besten, was europäische Kultur hervorgebracht hat, teilhaben zu können, das sieht er als «verpflichtendes Privileg». Die in der Musikszene verbreitete Selbststilisierung, die «Photoshop-Mentalität», wie er sagt, ist ihm zuwider. Was nicht alles in Künstlerbiografien hineingedichtet wird! Da werde die Musik missbraucht, dabei gebe es eigentlich kaum etwas Ehrlicheres als die grosse Musik.

Wunschprojekte

Scheffelt selbst war kein «Wunderkind»; im musikliebenden Haushalt des Rechtsanwalts und der Konzertsängerin war das Klavierspiel für das Kind schlicht selbstverständlich, und als Teenager gab es auch die Zeiten des nachlassenden Eifers. Auf den Weg zum Musikerberuf gab ihm ein Freund mit seiner Mahler-Begeisterung einen Ruck. In Santiago begann er das Studium, Salzburg und schliesslich Zürich waren die weiteren Stationen. Den Wechsel des Wohnorts von Zürich nach Winterthur bereut er nicht: Er liebt die Altstadt und fürs Jogging den Lindberg, und er findet, die Stadt habe ihre eigene Energie.

Auf die Frage, ob er in der Jugend auch andere Berufswünsche gehabt habe, antwortet Scheffelt lachend, damals nicht, eher heute: Das verpflichtende Privileg fordert einen hohen Tribut. Die konstante Arbeit am eigenen Repertoire und die Konzertauftritte müssen sich mit dem Beruf als Klavierlehrer arrangieren. Dabei hat er viele Wunschprojekte im Kopf. Die Rede ist von Messiaen, von Prokofjew und anderen pianistischen Herausforderungen. Den Elan und künstlerischen Ernst, den es dazu braucht, hat er nun passend zum Jubiläumsjahr, und zu unserer Freude, für Beethovens «Bagatellen» eingesetzt.

CD-Hinweis: Christoph Scheffelt: Beethoven – Complete Bagatelles (Prospero).

Magie trifft Macho-Wahn

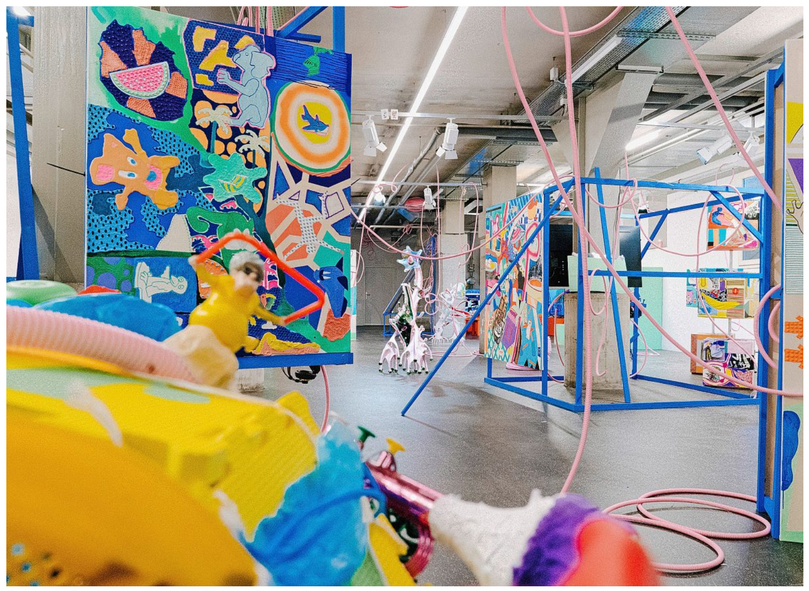
Kunst Tim Hergersberg und Luca Harlacher verwandeln das Oxyd in einen Partykeller der fantastischen Art. Michael Reinholds Videos sind die Spielverderber.

Das Oxyd liefert in seinem Kellergeschoss die perfekte Ausstellung gegen den Covid-Blues. Sie verfügt über die Magie und den Zauber, den wir aus den Fantasien von Kindern kennen, wenn sie sich einen Zustand der Unschuld bewahren können. Das Erstaunlichste daran ist, dass Tim Hergersberg, Luca Harlacher und Michael Reinhold Absolventen der ZHDK sind und sich (mit Ausnahme von Reinhold) dieses heitere Gemüt trotz akademischer Verschulung bewahrt haben.

Es braucht Zeit, bis man sich in dieser Sturzflut von Eindrücken einigermassen orientiert hat und realisiert, wer was gemacht hat. Harlacher und Hergersberg sind Sammler, arbeiten mit Fundstücken und sind Abkömmlinge von Dada und Surrealismus. Harlacher scheint mit grosser Lust durch Kinderzimmer zu waten, wo sich die Spielzeuge aus Plastik ablagern.

Zauberwelt

Die Spielzeuge inspirieren Harlacher zu fantasievollen Assemblagen auf Kuben. Seine grossflächigen Bilder funktionieren nach einem ähnlichen Prinzip. Wie in einem surrealistischen Comic werden Ausschnitte aus unterschiedlichen (Pop-)Welten zu einem erstaunlich harmonischen Ganzen komponiert. Die leuchtend bunten Farben verstärken den Eindruck einer Zauberwelt. Harlacher ist ausserdem ein begnadeter Bastler. Wie er seine Leinwände auf hellblaue Lattenkonstruktionen montiert, mal schräg, mal in der Luft hängend, macht seine Freude an installativen Werken spürbar.


Es braucht Zeit, bis man sich in der Fülle der Eindrücke orientieren kann. Foto: Milad Ahmadvand

Hergersberg ist eher auf den Flohmärkten als in Kinderzimmern anzutreffen. Dort hält er Ausschau nach Glasobjekten wie Lampen, Vasen und Schalen, aber auch nach schillernden Dekoelementen. Auf der Basis dieses Materials und mithilfe von Gips kreiert er Fantasiewesen mit Tentakeln und lilienähnlichen Ausstülpungen an gewundenen Stielen, und das alles ist in verführerischem Glanz in Blau, Pink, Grün und Orange bemalt.

Es ist ein raffiniertes Spiel mit Zitaten und Anspielungen. Hergersberg schöpft dabei formal und inhaltlich aus dem Fundus von Jugendstil, Art déco und Rokoko, feiert Sinnlichkeit und Laszivität in virtuosen Augenkitzlern, denen der Schauer des Unheimlichen nicht fremd ist. Ein Jahr braucht Hergersberg für ein Objekt – wäre eines in einem der Foyers des städtischen Superblocks platziert, würde dort gewiss ein Wunder geschehen.

Kontrastprogramm

Fühlt man sich bei Harlacher und Hergersberg ein wenig wie Alice im Wunderland, wo sich in einem runden Bassin Plastiktierchen munter im Kreise drehen, so sind die Videos von Michael Reinhold ein krasses Kontrastprogramm. Brachial werden männliche Körperlichkeit und Fitness in verschiedenen Situationen – heimische Bude, Fitnesscenter, öffentlicher Raum – so persifliert, dass man sich beinahe erbrechen muss.

Natürlich handelt es sich um eine satirische Performance über einen Wahn, der mit dem männlichen Selbstverständnis zu tun hat. Reinhold mimt mit grossem Engagement einen widerlichen Kotzbrocken. Mit seinen trashigen Videos spielt er gleichzeitig den Partycrasher in dieser sonst leicht psychedelischen Kellerparty.

Adrian Mebold

Bis 20.12. Kunsträume Oxyd, Untere Vogelsangstrasse 4. Do–Sa 16–20, So 14–17 Uhr.